

André Wendler

Sound des Papiers

Workshop am 21. Juli 2017 in der Deutschen Nationalbibliothek in Leipzig in Kooperation mit der Laborgruppe „Kulturtechniken“ (Universität Erfurt) und der Forschergruppe „Medien und Mimesis“ (Bauhaus-Universität Weimar)

Beim Workshop „Sound des Papiers“ gingen in verschiedenen Panels wissenschaftlich und künstlerisch Forschende, Musikerinnen und Musiker und Studierende verschiedener Fachrichtungen einer Frage aus zwei Richtungen nach: Was kann man über Papier lernen, wenn man es mit den Ohren erforscht? Was lässt sich über das Akustische herausfinden, wenn man es sich als Papierwelt vorstellt? Diese Fragen drängen sich weder Musikerinnen und Musikern noch Forschenden der Papiergeschichte unmittelbar auf. So kamen Menschen aus ganz unterschiedlichen Institutionen und Hintergründen zusammen, erhielten neue Anstöße und teilten ihre Sicht auf Klangwelten aus Papier.

Hören, Lesen, Fühlen

Der Tag war als Sinnesreise mit den Stationen Hören, Lesen, Fühlen und nochmals Hören strukturiert: Zu Beginn präsentierten Ursula Dziadek aus dem Deutschen Musikarchiv der Deutschen Nationalbibliothek und der Autor dieses Textes einige Aspekte der sogenannten Klavier- oder Notenrollen. Der Baseler Medienwissenschaftler Jan-Philip Müller erklärte, wie sich in der elektronischen Musik des 20. Jahrhunderts Schaltplan und Partitur immer wieder vermischen. Das Verhältnis von Papier und Musik steht, so zeigte sich hier, im Spannungsfeld von Aufzeichnen und Erzeugen. Im frühen 20. Jahrhundert stritten vor allem in den USA zahlreiche Gerichte um die Frage, ob Notenrollen den gleichen Urheberrechten unterliegen wie gedruckte Partituren. Es setzte sich schließlich die Auffassung durch, dass Klavierrollen nicht wie Noten ein Mu-

sikstück aufzeichnen, sondern dass sie Werkzeuge im mechanischen Prozess der Klangerzeugung automatischer Klaviere sind. In der neuen und elektronischen Musik werden Partituren immer mehr zu Prozessbeschreibungen, die Handlungen anleiten oder Wege elektrischen Stroms vorgeben. Die Aufschreibe- und Aufzeichnungsfunktionen des Papiers funktionieren von Fall zu Fall ganz unterschiedlich und erlauben nicht einmal kategorisch zu benennen, wie das Verhältnis von Sound und Papier gelagert ist.

Im zweiten Panel stellten der Literaturwissenschaftler Jörg Paulus und die Literaturwissenschaftlerin Karin Kröger aus Weimar Texte vor, in denen die Klangphänomene des Papiers eine Rolle spielen. Der Bogen ging von Jean Paul bis zu Johann Gottfried Seume, von zeitgenössischen medienwissenschaftlichen Untersuchungen hin zu den Tagträumen Rainer Maria Rilkes. Die Papierarbeiter, die diese Schriftsteller zu ihrer Zeit gewesen sind, fassen Papier häufig als organisch-weiches, amorphes Material auf. Damit lassen sich große metaphorische Bögen zwischen Antike und Neuzeit, weit voneinander entfernten Orten oder alternativen Gegenwarten spannen. So wie das weiße Blatt Papier der Dichtfeder zum Grund einer jeden beliebigen Welt wird, so wird Papier literarisch zu einem Material mit nahezu beliebigen Eigenschaften – manchmal sogar gegen jede empirische Evidenz. Rilke etwa stellt sich ein flüsterleises zartes Papiergrammophon in einer Zeit vor, in der die wirklichen Grammophone aus Metall gebaut wurden und so laut brüllten wie Trompeten.

Eine geradezu gegenteilige Erfahrung machten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Workshops im letzten Panel. Wo Schriftsteller das Papier als transparentes Medium für jede beliebige Spekulation begreifen, kommen Papierhistoriker und -historikerinnen zur Sache selbst zurück, wenn sie über ihren Klang nachdenken müssen. Frieder Schmidt führte durch die papierhistorischen Bestände des Deutschen Buch- und Schriftmuseums der Deutschen Nationalbibliothek. Will man dort

den Geräuschen einer Papierprobe auf die Schliche kommen, muss man sie anfassen, bewegen, mit ihr „spielen“. Der Blick rückt sofort ab von dem, was auf dem Papier geschrieben steht oder stehen könnte, hin zum Material selbst. Tanvi Solanki von der Cornell University in Ithaca, New York, lud dazu ein, eine Reihe von Büchern aus dem Deutschen Buch- und Schriftmuseum in die Hand zu nehmen und ihre Papierqualität zu fühlen. Das Besondere dabei: Exemplare dieser Bücher befanden sich in der Bibliothek Johann Gottfried Herders. Die Frage war, ob man über dieses Denkmal Deutscher Geistesgeschichte anders nachdenken würde, wenn man es tatsächlich in der Hand hielt, statt nur seine Titel zu kennen.



Miriam Akkermann in ihrem Kompositionsworkshop
Foto: Deutsche Nationalbibliothek, Anne-Sophie Goebel

Diese drei Panels des Workshops waren dem theoretischen Austausch, dem Entwickeln von Fragen, dem vorsichtigen Herantasten an museale Bestände gewidmet. Parallel dazu rückte die Komponistin Miriam Akkermann mit ihrem Kompositionsworkshop dem Papier ganz anders zu Leibe. Auf die selbst mitgebrachten Papierproben und Bücher musste dort keine konservatorische Rücksicht genommen werden. Stattdessen wurde geknüllt, gerissen, gepustet, gerieben und geschabt. Einmal mit Kraft und ein andermal sehr zart entlockten die sechs Teilnehmerinnen und Teilnehmer dem Papier seine eigenen Sounds. Diese wurden in einer Partitur arrangiert und am Abend in einem eigenen Konzert zu Gehör gebracht. Wer glaubte zu wissen, wie Papier klingt, war bald über die Bandbreite möglicher Geräusche und Klänge erstaunt. Dumpf und tief, spitz und kiekend, weich und samtig, hohl und trommelnd tönte es durch das Musikarchiv.



Papiergeräusche produzieren und aufnehmen
Foto: Deutsche Nationalbibliothek, Anne-Sophie Goebel

Im gleichen Konzert zeigte der Komponist und Phonolaspieler Wolfgang Heisig, zu welchen Höchstleistungen man ein Klavier mit einer scheinbar harmlosen Papierrolle bringen kann. In seinen eigenen Kompositionen für eine Klavierrolle und den Werken Conlon Nancarrow werden immer wieder Klangwelten erzeugt, die Pianistenhänden unzugänglich sind.

Lernformen

Wenn sich Menschen aus ganz unterschiedlichen Bereichen mit einem so universal verbreiteten Medium wie dem Papier befassen, treffen ganz verschiedene Fragen auf ebenso viele unterschiedliche Antworten. Wo die Literaturwissenschaftlerin eine Metapher sieht, fühlt der Designer gestrichenes Papier; wo der Pianist am Umblättern einer Notenseite scheitert, freut sich die Buchhistorikerin über eine seltene Bindeweise. Der Workshop lieferte an keinem Ende fertige Antworten oder konsistente Theorien. Aber er vervielfältigte Blickwinkel, vermehrte Stimmen und machte neugierig auf mehr Musik, Theorie, Papiergeschichte.

In ihrer Begrüßungsrede wies die Leiterin des Deutschen Buch- und Schriftmuseums, Stephanie Jacobs, darauf hin, dass Veranstaltungen dieser Art gerade für Bibliotheken, Archive und Museen eine wichtige Funktion haben können. Ihre Sammlungen sind oft auf Vollständigkeit, jedenfalls aber auf Größe hin angelegt. Bibliotheken messen sich im

mer schon an der Anzahl ihrer gesammelten Bücher, das größte Museum der Welt ist ein Ehrentitel, um den viele streiten. Die Menge der Sammlungsobjekte führt aber auch dazu, dass sie ihre Individualität ein Stück weit einbüßen. Gedächtnisinstitutionen jeder Art können Objekte in großer Zahl nur um den Preis aufnehmen, dass sie einigermaßen gleichbehandelt werden können. Wo es noch gelingen mag, sie alle in der gleichen Systematik in einem Katalog zu verzeichnen, blättern die Individualitäten ihrer Herkunft, ihre spleenigen Erfinderinnen und Erfinder und einstigen Besitzerinnen und Besitzer ein Stück weit von ihnen ab. Manchmal lassen sich diese Kontexte und Geschichten ein Stück weit erhalten, aufzeichnen und erinnern, aber der Großteil von ihnen verschwindet regelmäßig im Archiv. Wenn daran nichts zu ändern ist, können Objekte hier und da vielleicht mit neuen Individualitäten in Verbindung gebracht werden. Wenn es gelingt Gäste, Forschende und Neugierige für seltsame, unbekannte Objekte von gestern zu begeistern, dann leben auch diese Objekte neu auf. Die Dekontextualisierung von Gegenständen einer Sammlung kann auch wohltuende Spiel- und Freiräume schaffen. Gerade im interdisziplinären Austausch, an dem professionell Forschende ebenso wie interessierte sogenannte Laien teilnehmen, tauchen Fragen auf, die keiner für sich allein gestellt hätte. Das gleiche gilt für die Begegnung von Kunst und Wissenschaft.



Hands-on mit Partituren aus dem Deutschen Musikarchiv
Foto: Deutsche Nationalbibliothek, André Wendler

Für die theoretisch arbeitenden Universitäten und Forschungseinrichtungen mögen die historischen Sammlungen eine wechselnde Bühne abgeben, um die eigenen Theorien einmal in einem anderen Licht auftreten zu lassen oder aus der Betrachtung und empirischen Untersuchung gerade des Massenhaften neue Einsichten zu gewinnen. Denn auch hier gilt, dass jede Theorie die Kraft zur Verallgemeinerung braucht, die sich an der Begegnung mit konkreten Objekten erproben kann.

Die Deutsche Nationalbibliothek will in Zukunft Formate dieser Art ausbauen und die Zugänge zu ihren Sammlungen für all diejenigen stärken, die darin etwas Spannendes finden mögen.